

Gegenrede

Warten auf die Rolling Stones – Eine Replik auf die Rezension meines Buches *Medien(sub)kultur* von Norbert M. Schmitz in *MEDIENwissenschaft* 1/05, S.60-62

Mit dem Kieler Kunst- und Medienwissenschaftler Norbert M. Schmitz widmet sich ein ausgewiesener Experte in Sachen Kunst meiner Studie. Schmitz' Beobachtungen haben mich allerdings weder enttäuscht noch genau deswegen erfreut, weil sie inhaltliche Reibungen erzeugten und Diskussion motivierten. Nein, seine Urteile ärgern mich. Die Art und Weise, wie der Rezensent in seiner Kritik vorgeht und die Reichweite seiner Argumente lassen mich diese Gegenrede formulieren, um das Bild zu korrigieren, welches Schmitz skizziert. Ich gehe dabei rezensionschronologisch vor und versuche, daraus ein Fazit zu ziehen. Meine zentrale These lautet: Schmitz scheint weder kognitiv noch kommunikativ zu verstehen, um was es mir für die potenziellen Leser meiner Arbeit geht und vergibt damit die Chance auf einen fruchtbaren Streit, in dem er im Genre der Rezension seine eigenen Überlegungen zu Kunst und Avantgarde präsentiert und zu großen Teilen an eventuell sensiblen Punkten meiner Arbeit vorbei schreibt.

Woran also manifestiert sich mein Eindruck?

1. Schmitz unterstellt mir die Verkündung der Aufwertung der Populärkultur als Forschungsdesiderat und bezeichnet diese Haltung als von Pathos zeugend. Leider belegt Schmitz diese Behauptungen nicht, wie er überhaupt seine Postulate selten absichert. Bei genauerer Betrachtung müsste dem Leser auffallen, dass ich vor allem die kommunikationswissenschaftliche Popkulturwissenschaft als Desiderat innerhalb der deutschsprachigen Kommunikations- und Medienwissenschaft bezeichne. Ein Blick über beispielsweise die Schwerpunktthemen und Fachgruppen der *Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft* dürfte genügen, um mein Plädoyer intersubjektiv nachvollziehbar zu gestalten. Anstatt meinen eigenen Ansatz einer Kulturprogrammatik zu durchleuchten, etwa zu fragen, ob eine solche Einteilung hilfreich ist, derzeitige Bewegungen und Strömungen zu beschreiben, verrennt sich Schmitz in seinem eigenen Scheingefecht. In diesem betont er, dass popkulturelle Themen längst in Wissenschaft und Intelligenzia etabliert seien. Abgesehen von dem wiederholten Nicht-Belegen seiner Beobachtungen unterläuft Schmitz hier eine weitere Ungenauigkeit, denn ich verlange weder, dass die Intelligenzia, wen auch immer Schmitz damit genau meinen mag, die Popkulturen aufwerten müsse, noch versuche ich krampfhaft (so meine Lesart von Schmitz' Duktus) Themen zu legitimieren, obwohl diese längst legitimiert sind. Nein, es geht mir, wie ich immer wieder schreibe, um die vorläufige Entdramatisierung der Diskurse um Popkultur, um anschließend durchaus auf die Bewertungen von Popkultur hinzuweisen, also etwa die Binnen-

Ausdifferenzierung in *high* und *low*: Hier vergibt Schmitz die nächste Chance, nämlich eine intensive Diskussion der Beschreibung und Bewertung von Popkultur einzuleiten, wie zuletzt u.a. von Diedrich Diederichsen eingefordert.

2. Schmitz bezeichnet mich als einen „offensichtlich der Populärkultur, der Popmusik zumal, Verpflichteten“ (S.62). Rein sachlich mag dies zutreffen, eine schlechte *Google*-Recherche dürfte das belegen. Zugleich aber impliziert diese Bezeichnung das Spiegelbild eben genau jenes Pathos³, das Schmitz mir zu Beginn seiner Rezension unterstellt. Schmitz baut rhetorisch gewieft den eigenen Rahmen, innerhalb dessen er nun in einer Art selbst konstruierter *self-fulfilling prophecy* argumentiert. Ich bemühe mich um die zunächst weitgehend entnormativierte Beobachtung von so etwas wie Popkultur als Prozess, um eben weder als Don Quixote der Popkultur (der Fan im Rockprofessor) noch als höher positionierter, vermeintlich neutraler Forscher (der objektive Balustraden-Beobachter) zu erscheinen. Diese Problematik wurde zuletzt intensiv im Umfeld meiner eigenen Beobachtungen und derer von Mark Terkessidis und Andreas Hepp behandelt. Den roten Faden des Pop-Wissenschaftlers als vermeintlich Verpflichteten nimmt Schmitz am Ende seiner Besprechung wieder auf, wenn er schreibt: „Jacke jedenfalls scheint manchen Popsong trotz allem gern gehört zu haben.“ (S.64) Wie kommt Schmitz darauf? Was meint er mit Popsong? Und was soll diese Unterstellung für seine Beschreibung meiner Beobachtungen bringen? Zumal sich Schmitz selbst als die Popkultur nicht Möglicher bezeichnet, wird hier der Eindruck verstärkt, dass er in ewiggestrigen Argumenten hängen bleibt und dies auch noch betont: Dies gilt vor allem für das Scheingefecht zwischen Hochkultur und Popkultur. Genau diese Differenzen habe ich versucht aufzuzeigen und abzubauen. Genau deswegen erscheint es mir verwunderlich, dass Schmitz in seiner Rezension hervorhebt, dass man sich als Popkulturwissenschaftler im Rahmen einer Proklamation bewusst sein sollte, dass Popkultur unwiderruflich in industriellen Produktionsweisen und kapitalistischen Distributionsbedingungen verwoben ist und dass Popkultur nicht Antipode, sondern erfolgreiches Produkt der Hochkultur sei. In meinen Beobachtungen zweiter Ordnung bemühe ich mich um eben dieses Herauskrystallisieren des Zusammenhangs von Pop- oder Massenkultur im Gesamtkulturellen und um die vorläufige Verabschiedung von einem Begriff der Hochkultur.

3. Daran knüpft ein weiterer Fehler an: Schmitz listet die von mir erwähnten Medienkulturtheorie-Stränge (Kritische Theorie, Cultural Studies und soziokultureller Konstruktivismus) zwar auf, moniert aber anschließend die Schwäche repetitiver ‚altlinker‘ Argumentationen für emanzipatorische Potenziale in Popkultur. Ob links oder rechts, alt oder neu, so argumentieren eben zahlreiche der von mir analysierten kritischen Theoretiker und Denker der Cultural Studies (v.a. Douglas Kellner). Schmitz kritisiert, ohne Alternativen aufzuzeigen, gewinnt popkulturwissenschaftlich keinen Boden und vergibt somit eine weitere Chance. Warum bezieht er sich etwa nicht auf die aktuellen Pop-Diskurse im Rahmen

der Überlegungen Poplinker versus Neokons (Diedrichsen in *Theaterheute*, der Round Table um Aram Lintzel in *Texte zur Kunst*, Rudolf Maresch in *Telepolis*), die von ihm ja als Pflichtprogramm der Intelligenzia proklamiert werden?

4. Damit komme ich zu meinem nächsten Vorwurf: „Ein Erfolg in den Charts war auch den Rolling Stones noch ein Genuss! [...] Die theoretischen Ansätze der Cultural Studies und die Überlegungen von Douglas Kellner mit Bezug auf Adornos Kritische Theorie am Gegenstand der Rolling Stones zu einem offenen Modell zu verbinden, erstaunt allerdings.“ (S.63) Die Larmoyanz vieler Subkultur-Akteure sowie -Forscher, die teilweise innerhalb der Cultural Studies sogar wieder in eine Art Elitismus des vermeintlich Minoritären umschlägt, wird von mir beschrieben und kritisiert. Deswegen erscheint Schmitz' diesbezügliche Anmerkung überflüssig und polemisch. Ferner argumentiere ich mit Kellners Ausführungen zu Horkheimer, Adorno, Marcuse und Löwenthal und nicht nur zu „Adornos Kritische[r] Theorie“ (S.63). Abgesehen von diesen eher spitzfindigen, wenn auch notwendigen Korrekturen muss ich allerdings auf einen fast schon amüsanten Fehler von Schmitz hinweisen: In meiner Arbeit werden die Rolling Stones von mir überhaupt nicht erwähnt, lediglich schmückend in einem Zitat der FR-Journalistin Elke Buhr. Woher die Rolling Stones in Schmitz' Überlegungen kommen und was an einem offenen Modell an ihnen erschlossen werden soll, bleibt mir schleierhaft; das Erstaunen befindet sich also ganz auf meiner Seite. Sollten die Rolling Stones hier als Platzhalter für Popmusik bzw. Popkultur stehen, dürfte in ungefähr klar werden, auf welcher Beobachtungsebene von Popkultur der Rezensent operiert, aber unklar bleiben, was an ihnen exemplarisch ist.

5. In den anschließenden Ausführungen zu Adorno und dessen Negativer Ästhetik, die ich kaum benutze, löst sich Schmitz erneut sehr vom zu rezensierenden Text, gibt sicherlich einige brauchbare Anstöße, argumentiert aber erneut an der eigentlichen Grundlage seiner Beobachtungen vorbei. Weder beschränke ich Adorno auf bildungsbürgerliches Kulturdünkel noch auf sein fleißiges Beobachten zeitgenössischen Niedergangs. Die von Schmitz beanstandeten, zu ausgiebigen Behandlungen der medienkulturtheoretischen Stränge – und so auch die kritischen Analysen Horkheimers, Adornos, Benjamins, Marcuses, Löwenthals, Habermas', Prokops und Behrens' – waren ja eben vonnöten, um eine Reduktion dieser Denker auf bloße kulturpessimistische Parolen zu vermeiden. Eine normative Ästhetik – wie von Schmitz behauptet – soll hier auch gar nicht (weder mit noch ohne Adorno) entwickelt werden. Und wenn Schmitz hier das Ungeeignetheit der Adorno'schen Dialektik für popkulturelle Bereiche beklagt, so gehe ich mit ihm in Teilen meiner Studie konform. Schmitz sollte in seiner Auflistung dazugehöriger beispielhafter Untersuchungsfelder allerdings bitte nicht beim „New Yorker Underground“ (S.63) in den Achtzigern stehen bleiben.

Ich ziehe das Fazit, dass Norbert M. Schmitz, auch in Kenntnis seiner sonstigen Veröffentlichungen, fruchtbare Anregungen in Sachen Kunst, Avantgarde und Popkultur hätte geben können. Doch unterlaufen ihm zum Ersten zu viele Fehler, um als Kritiker ernst genommen zu werden. Zum Zweiten scheint Schmitz die Schlussfolgerungen in Form meines eigenen Ansatzes einer Modifizierung der soziokulturell-konstruktivistischen Kulturbegrifflichkeit von Siegfried J. Schmidt überlesen zu haben, denn damit hätten sich seine Befürchtungen in Richtung der Adaption der Adorno'schen Ästhetik auf popkulturelle Zusammenhänge erledigt. Zum Dritten wirken mir seine Provokationen zu vage. Entweder bekennt sich Schmitz deutlicher gegen meinen Duktus, von dem ich vermute, dass er ihn in seiner eher essayistischen Art stören könnte, und bezieht klare Position gegen eine von mir immer wieder geforderte Popkulturwissenschaft. Dann wären die Positionen bestimmt, die Verhandlungen könnten fair ablaufen. Oder aber Schmitz plausibilisiert die Schwächen meiner Arbeit und zeigt effektivere Wege und Mittel, wie etwa in seiner zaghaften Andeutung der Nutzbarmachung der Bourdieu'schen Diskursanalyse. Stattdessen bleibt er in seinen Bemerkungen verschleiert launisch und borniert stecken.

Ich hoffe trotzdem, die Diskussion ist eröffnet, und das ist doch weit mehr, als nur besprochen zu werden! Ich schließe vorläufig mit einem Zitat der in Berlin lebenden DJane, Produzentin und Musikerin Miss Kittin, um wenigstens mit Schmitz' letzter oberflächlicher Unterstellung d'accord zu sein. Ja, ich habe schon Gefallen an Popsongs jenseits der Rolling Stones gefunden, Miss Kittins Ausspruch kann aber genauso gut vom Tanzboden auf medienkulturwissenschaftliche Beobachtungen in toto erweitert werden. So verstehe ich ihn auch an dieser Stelle: „You can philosophize forever, you will never find the words. When was the last time you sweat on a dancefloor?“ (Miss Kittin: Untitled. In: club transmediale; Jansen, Mike (Hg.): *Gendertronics. Der Körper in der elektronischen Musik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005, S. 17-18, hier S.18.)

Christoph Jacke (Münster)